

2022

Kolumnen Stadtentwicklung

Das Kompetenzzentrum Typologie & Planung in Architektur (CCTP) veröffentlicht eine monatliche Kolumne in der Luzerner Zeitung zum Thema Stadtentwicklung.

www.hslu.ch/cctp
sites.hslu.ch/architektur
www.luzernerzeitung.ch



**Luzerner
Zeitung**

Original und Kopie – Sein und Schein

Bruno S. Frey ist Ökonom und Glücksforscher. Im Juli interviewte ihn die «Luzerner Zeitung». Frey kam in diesem Interview auch auf das – wie jeden Juli – aktuelle Luzerner Sommerthema zu sprechen: Tourismus und im Speziellen Overtourism. Dabei vertrat er eine abenteuerliche These in Bezug auf die Rolle der Kopie: Er postulierte, dass dem Overtourism Abhilfe geschaffen



werden könnte, in dem man auf freiem Feld, irgendwo gut erschlossen eine Kopie zum Beispiel von Luzern mit der Kapellbrücke hinstellen, oder eben gar per Hologramm projizieren könnte. Die weniger betuchten Reisenden könnten diese dann zu einem reduzierten Eintrittspreis besuchen.

Eine interessante These. Und ein Affront gegen die Baukultur, die ihrer Anlage nach dem Originären verpflichtet ist. Das Interview mag ein lockeres Plauderstündchen gewesen sein und die Aussage von Herr Frey ist vielleicht im Artikel verkürzt wiedergegeben. Aber da zeigt sich dann doch auch eine neoliberale Verantwortungslosigkeit gegenüber der Kultur. Darum hier in Kürze der Versuch, die Bedeutung von Original und Kopie aus eben dieser baukulturellen Sicht zu beleuchten. Das ist



Touristenmagnet Kapellbrücke.

Bild: Manuela Jans-Koch (Luzern, 7. Februar 2020)

mir ein besonderes Anliegen, weil aktuell das Herumdoktern am Original auch auf politischer Ebene grassiert. Oder gehören die geforderten PV-Anlagen im Alpenraum gar zum Original einer neuen Bergwelt?

Dem Original ist, anders als der Kopie, sein Werdensprozess, das Warum und das Wie etwas gebaut wurde, eingeschrieben. Im Warum sind die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen abgebildet und diese zeigen sich beim Haus, als dem Bauwerk schlechthin, in seiner Raumdisposition: Ein Grundriss ist in der zeitlichen Entwicklung per se nicht eine freie Erfindung, sondern basiert auf

gesellschaftlichen Konventionen. Darum ist ein guter Grundriss immer von einer Vielzahl von Personen benutzbar. Und im Wie ist das Handwerk und mit ihm die Technik verankert, das heisst das Wissen, wie etwas gut gemacht werden kann. Gut nicht als hübsch oder möglichst effizient, sondern mit der Sorgfalt gegenüber dem Werk und dem Benutzer. Das heisst, jedes Bauwerk ist analog einem Buch letztlich ein fast unerschöpflicher Wissensträger, Siedlungen sind Bibliotheken, in denen die Auswahl der Bücher bereits ein Akt des Ordners ausmacht. Dies leistet ein bauliches Original, das an einem spezifischen Ort geerdet ist.

Das Original ist also verortet und es ist darum eine grosse Herausforderung, ein Haus örtlich zu verpflanzen. Entweder gilt es dann, entweder den Ort oder das Bauwerk anzupassen. Das Original wird adaptiert, bleibt aber als solches originär, das heisst weiterhin einzigartig, Ballenberg lässt grüssen. Schwieriger wird es, wenn die Originale an einem anderen Ort neu nachgebaut werden. Dann nützt auch das möglichst gleiche Handwerk nichts mehr. Das nachgebaute Haus wird zum Fake, weil es eine Realität vortäuscht, der die Substanz fehlt. Es fehlt – und das sind Bauwerke dann auch noch dynamische Originale – der Gebrauch, die Verwitterung,

das Alter schlechthin. Dieses ist ja bei jedem Bauwerk innerhalb einer Siedlung ein anderes. Es stellt sozusagen die Lebenserfahrung des Bauwerkes, das heisst die eingeschriebenen Leben der Bewohner, dar. Die Wahrnehmung eines Betrachters lässt sich nicht täuschen, denn als Mensch versuche ich ja immer den Objekten, die vor meine Sinne gelangen, eine Bedeutung zuzuschreiben, ihr Wesen zu deuten, ob ich nun will oder nicht. Das hat damals auch Walt Disney verstanden und deshalb eben in seinen Disneylands und -worlds keine exakte Kopie erstellt, sondern durch die massstäbliche Verfremdung eine neue Realität geschaffen, die zum neuen Original werden kann, die dem originalen Original Respekt zollt.

Also lieber Herr Frey, arbeiten wir an den Originalen und nicht an Kopien. Ihnen gilt es verantwortungsbewusst gegenüberzutreten und ihre Veränderung möglichst schonungsvoll zu antizipieren. In diesem Sinne gilt es auch das Originäre in unserer Landschaft vor unbedachten Veränderungen zu schützen, denn touristische Vermarktung wie auch Energieproduktion stehen in einem diffizilen Gleichgewicht mit diesem.



Dieter Geissbühler,
Co-Leiter CAS Baukultur
an der Hochschule Luzern
kanton@luzernerzeitung.ch

Gastbeitrag zur Stadtentwicklung

Strommangellage? Der Entzug ist eine Chance

Mental befinden wir uns immer noch in einem «Alles ist möglich»-Modus, und daran halten wir fest. Eigentlich müsste jedoch klar sein: Entzug ist angesagt. Wir haben uns so sehr daran gewöhnt, das ganze Jahr über im T-Shirt am wohltemperierten Arbeitsplatz zu sitzen, dass uns dies heute als Recht erscheint. Mittlerweile ist zwar bei den meisten ins Bewusstsein gedrungen, dass Klimanotstand und Strommangellage eine Realität sind.

Die Konsequenz? Dann produzieren wir Strom eben erneuerbar. Wind und Sonne gibt es ja genug. Diese Haltung ist eine verpasste Chance und gefährdet die Gesundheit, die ohne Entzug nicht möglich ist. Die Energiemangellage droht, alle anderen Probleme aus unserem Bewusstsein zu verdrängen.

Aber die Wohnungsnot in Luzern – die Leerwohnungsziffer ist zum ersten Mal seit sieben Jahren wieder unter die Ein-Prozent-Marke gefallen



Stadtentwicklung

– wird nicht besser durch Solarkraftwerke in den Walliser Alpen. Der Feierabendstau in Richtung Luzern – nur ein kleiner Teil davon sind übrigens E-Autos – löst sich selbst dann nicht auf, wenn alle tauglichen Dächer der Stadt

mit Solarpanel bedeckt sind – die beiden Initiativen der Jungen SVP und der Grünen Luzern machen dies deutlich.

Der Handlungsdruck im Bereich Energie ist unbestreitbar – in vielen anderen Bereichen jedoch auch. Gerade deshalb benötigen wir Zeit für Innehalten und Reflexion. Denn nur so können sich uns die Möglichkeiten erschliessen, wie Luzern nicht die eine Herausforderung auf Kosten der anderen meistert, sondern Synergien nutzen kann. Fragen wir uns also: Wie viel Energie wird für was benötigt? Was ist elementar? Wo besteht Einsparpotenzial? Wie stellen wir es an, dass Kreislaufwirtschaft, Biodiversität und alternative Mobilitätskonzepte die Lösung der Energieprobleme nicht behindern, sondern unterstützen?

Im Kleinen geschieht dies bereits. Etwa wenn die Stadt die Dächer von Bushaltestellen begrünen oder für Solarpanels nutzen will. Doch auch im Grossen kann durch das Gemeinsame Energie eingespart werden, mit tragfähigen Lösungen, die in der Bevölkerung über den notwendigen Rückhalt verfügen. Ohne Verzicht geht es nicht. Aber es muss kein kalter Entzug sein: Der Zugang zu gemeinschaftlich genutzten Räumen fördert die Nachbarschaft. Funktionierende öffentliche Nahverkehrssysteme sind eine Voraussetzung dafür, dass Menschen bereit sind, das eigene Auto daheim stehen zu lassen oder ganz darauf zu verzichten. Werden Gebäude so gebaut, dass sie in 30 Jahren mit geringem Aufwand für andere Zwecke umgebaut werden können, so tut dies niemandem

weh, spart aber in Zukunft Energie, Material und Kosten. Doch dies muss von der Politik eingefordert werden.

All die Massnahmen führen zu einem Verständnis und nutzen die Energiekrise als Chance für eine nachhaltige gesellschaftliche, politische und technologische Wende hin zum verantwortungsbewussten Handeln.



Prof. Dr. Peter Schwehr ist Leiter des Kompetenzzentrums Typologie & Planung in Architektur der Hochschule Luzern – Technik & Architektur.

Gastkolumne Stadtentwicklung

Mission Hitzeminderung

Im August herrschte Heisszeit in der Stadt: Hunde, die ihre Pfoten am heissen Asphalt verbrennen, verdorrte Kastanienbäume, gelbe Wiesen, leere Plätze und schattensuchende Menschen. Hitzetage schädigen die Gesundheit von Menschen, Tieren und Pflanzen. Kühlung im Siedlungsraum wird im Sommer zur Überlebensstrategie, weisen Studien doch nach, dass nach Tropennächten deutlich mehr Menschen sterben. Hitzeminderung, so heisst das Fachwort, ist das zentrale Puzzleteil im Big Picture einer nachhaltigen und klimaangepassten Stadt, weil es Themen wie Schwammstadt, Verdichtung und Mobilität zusammenhält.

Wie entsteht Hitze in der Stadt? Die Zutaten des gefährlichen Cocktails liegen auf der Hand. Ein hoher Grad von versiegelter Fläche, enge Bauweise, hitzereflektierende Materialien und Farbgestaltungen, verbaute Kaltluftschneisen und zu wenig Grünflächen führen dazu, dass die Stadt sich aufheizt und in eine Hitzeinsel verwandelt. Lange Zeit war die Kombination aus Beton und gezähmter Natur Ausdruck einer qualitätsvollen Urbanität. Doch die Zeiten haben sich geändert.

Klimaanpassung ist eines der zentralen Themen der Stadtentwicklung. Das Prinzip ist einfach: «Grün und Blau statt



Die riesigen Asphaltflächen auf der Luzerner Allmend sind nicht klimafreundlich. Archivbild: Plus Amrein

Grau», wie es Martin Neukomm, der Baudirektor des Kantons Zürich, formuliert. Die Umsetzung dagegen kommt einer Herkulesaufgabe gleich. Gilt es doch nicht weniger und mehr als einen massiven Stadtumbau in weitgehend bestehenden Strukturen zu bewerkstelligen. Stellen wir uns vor, was es für Luzern bedeuten würde, wenn wie in Paris 40 Prozent der asphaltierten Flächen entsiegelt werden und ein Viertel der Stadtfläche durch Baumkronen verschattet werden sollte, wie es der Plan von «Grün Stadt Zürich» vorsieht.

Warum Entsiegelung? Wasser ist mittlerweile ein rares Gut, und wir müssen mit jedem Tropfen, auch Regenwasser,

haushälterisch umgehen. Das Prinzip heisst Regenwasserbewirtschaftung statt Entwässerung. Wasser wird bewusst zurückgehalten und dann genutzt, wenn es benötigt wird. So könnten in Luzern zum Beispiel Freiflächen in Parks umgewandelt werden, die sich bei Starkwetterereignissen in einen Teich verwandeln, ohne dass dadurch Schaden entsteht.

Eine andere natürliche Klimaanlage sind Bäume. Sie spenden Schatten, tragen durch Verdunstung von Wasser zur Kühlung bei und filtern dazu noch die Luft. Leider werden aber immer noch in vielen Gemeinden Quartiere mit zu wenig Grün- und Wasserflächen neu gebaut. Es bleibt zu hoffen, dass

sie die letzten ihrer Art sind. Im Bestand hingegen ist die Herausforderung enorm, Raum für Bäume zu finden, benötigen sie doch ein Bewässerungssystem und vertragen sich schlecht mit Tiefgaragen, Leitungen und Kanalisation. Darüber hinaus ist auch in Städten viel Grund Privatbesitz, auf dessen Bepflanzung die Gemeinde keinen Einfluss hat.

Eine weitere Herausforderung liegt darin, die Forderung nach einer dichten Bauweise zu vereinen mit der Notwendigkeit, Gebäude so zu positionieren, dass die Baustruktur die kalte Luft durchlässt, vor allem, wenn grössere und höhere Arealüberbauungen geplant werden. Eine klimaangepasste

Stadt benötigt Planerinnen, Architekten und Landschaftsarchitektinnen mit dem dafür notwendigen Bewusstsein und der Bereitschaft zur Zusammenarbeit. Auch gehört das Thema Klima künftig in die Grundausbildung des Architekturstudiums.

Halten wir fest: Die Mission Hitzeminderung erhöht die Lebensqualität und Gesundheit in unseren Siedlungsräumen. Sie bietet Chancen, vergangene Fehler zu beheben und eine Stadtentwicklung nicht gegen die Natur, sondern im Einklang mit ihr zu gestalten. In der Verantwortung künftiger Generationen stehend, haben wir keine Zeit mehr zu verlieren. Denn sonst, so schreibt der «Economist» schonungslos, wird dieser Sommer für die jüngere Generation einer der kühleren gewesen sein.



Prof. Dr. Peter Schwehr
stadt@luzernerzeitung.ch

Hinweis

Peter Schwehr ist Leiter des Kompetenzzentrums Typologie & Planung in Architektur der Hochschule Luzern – Technik & Architektur.

Gastbeitrag zur Stadtentwicklung

Luzern 2035 – wie wir es geschafft haben

Luzern im Jahr 2035. Die Stadt hatte in den letzten 15 Jahren viel zu bewältigen: Der Wohnraum war zunehmend knapper und dadurch teurer geworden, weil Klimawandel und geopolitische Spannungen zu einem Zuzug von 40 000 Menschen aus dem In- und Ausland geführt hatten. Sie musste mit den Auswirkungen des Klimawandels, vielen leeren Ladenlokalen und einem gesteigerten Verkehrsaufkommen fertig werden. Doch das Ziel war immer klar: Luzern wollte eine Stadt sein, die ihre Bewohnerinnen und Bewohner auch in Zeiten von unvorhergesehenen Ereignissen stärkt, die Lebensraum und Handlungsmöglichkeiten für künftige Generationen schafft, die Stressfaktoren überwinden kann.

Als Erstes brauchte es mehr bezahlbaren Wohnraum. Dafür vereinfachte die Verwaltung die Genehmigungsverfahren, die Bauherrschaften griffen

vermehrt auf serielle Bauweise zurück. Der durchschnittliche Wohnflächenverbrauch ist von 41 auf 25 m² pro Person gesunken, weil die neuen Siedlungen zur Kompensation zusätzliche Räume zur Verfügung stellen, die gemeinschaftlich genutzt werden.



Stadtentwicklung

Doch die verdichtete Bauweise stand im Widerspruch zu den dringend benötigten Flächen für Frischluftkorridore und Grünzonen in der Stadt. Denn ohne diese wäre der durchschnittliche spürbare Tempera-

turanstieg um 4 °C in der Stadt nicht auszuhalten gewesen. Luzern entschloss sich rechtzeitig, die Stadt in eine wasser-sensible und hitzeangepasste Schwammstadt umzubauen: Eine Stadt, die Wasser speichern kann und bei Bedarf kontrolliert wieder abgibt. Begrünte Fassaden und Dächer, öffentliche Plätze und Wasserbecken dienen nun diesem Prinzip.

Woher aber diesen Platz nehmen? Hier kam dem Strassenraum eine Schlüsselrolle zu. Luzern investierte grosse Summen in den Ausbau eines Mobilitätskonzepts, das den individuellen Besitz eines Autos in der Stadt obsolet machte. Heute sorgt eine Kombination aus öffentlichem Nahverkehr, Mietvelos und autonom fahrenden Sammeltaxis dafür, dass alle ans Ziel kommen. Diente lange Zeit der Strassenraum noch überwiegend dem individuellen moto-

risierten Verkehr, konnte kürzlich der Boulevard Lake Lucerne eröffnet werden. Aus der ehemals für Autos reservierten Haldenstrasse wurde eine Flaniermeile vom Rosengartplatz bis zum Verkehrshaus. Sie verbindet die Stadt direkt mit dem See. Hier wird verweilt, diskutiert, gespielt, gegessen und geküsst. Die Gestaltung erlaubt das Nebeneinander unterschiedlicher Geschwindigkeiten von öffentlichem Verkehr, Velo und Fussgänger. Selbst das anfangs vehement dagegen opponierende Gewerbe ist nun zu einem feurigen Befürworter dieser Lösung geworden.

Damit konnte Raum, der vorher für Strassen und Parkplätze benötigt wurde, zu begrünten Aufenthaltszonen für Mensch und Tier umgestaltet werden. Die neu eingekehrte Ruhe in der Stadt erlaubt mehr Freiheit bei der Gestaltung von Wohnungsgrundrissen, gibt es doch weniger lärmbelastete Zonen,

auf die man Rücksicht nehmen muss. Das viele Grün in der Stadt erlaubt dichte Quartiere, in denen gewohnt, gearbeitet und produziert werden kann.

Die Stadt hat aus den Covid-Erfahrungen gelernt und fördert nun die Diversität von Gewerbe und lokaler Produktion auch in der Innenstadt. So ist eine Stadt der kurzen Wege entstanden, von deren Lebendigkeit auch eine zunehmend ältere Bevölkerung profitiert. In Quartiers- oder Gemeindezentren können die Bewohnenden gemeinwohlorientiert arbeiten und finden die notwendige Unterstützung bei der Gestaltung ihres Alltags. Ein Ort, an dem Synergien bewusst ausgetauscht und weiterentwickelt werden und Bewohnerinnen und Bewohner zu solidarischen Stadtakteuren werden, von der Wundversorgung bis hin zum Reparaturcafé.

Das alles gibt nicht ohne

Veränderungsschmerzen. Doch der Wille, die Zukunft zu gestalten, machte es schliesslich möglich, sich von veralteten Denkmustern zu verabschieden, denn es war unübersehbar geworden, dass es nur die Wahl gab zwischen einem Ende mit Schrecken oder einem Schrecken ohne Ende. So nutzte Luzern die Chance und gibt seine wegweisenden Erfahrungen auch an andere Städte weiter.



Prof. Dr. Peter Schwehr
stadt@luzernerzeitung.ch

Hinweis

Prof. Dr. Peter Schwehr ist Leiter des Kompetenzzentrums Typologie & Planung in Architektur der Hochschule Luzern, Departement Technik & Architektur.

Gastbeitrag über ein neues Buch und Architekturgeschichte

Die Architektur der 40er-Jahre – bauen als Heilmittel?

In den Vierzigerjahren, so ein verbreitetes Vorurteil, habe in der Architektur eine schöpferische Pause geherrscht. Erst nach dem 2. Weltkrieg sei mit dem Wirtschaftswachstum die Kreativität wieder aufgeblüht. Ein neues Buch des Kulturhistorikers Stanislaus von Moos widerlegt dies engagiert: «Erste Hilfe – der Architekturdiskurs nach 1940». Der Autor hat seine Wurzeln in der Zentralschweiz; sein Heimatbezug ist der Ausgangspunkt für den Blick weit in die Welt hinaus, was ihm seine internationale Bedeutung verleiht.

Diese Interaktion von regionaler Verankerung und internationaler Vernetzung in der Architektur ist ein Thema seines Werks, das deshalb auch Stadtwanderern in Luzern neue Impulse zu geben vermag. Wobei es zum Teil einen Blick in die Bibliothek braucht, denn einige der ikonischen Gebäude wurden mittlerweile durch neue ersetzt, so zum Beispiel das Kunst- und Kongresshaus, der Vorgängerbau des heutigen KKL.

Was Stanislaus von Moos aufzeigt, und was ihn heute so aktuell macht, ist die These, dass gerade die Zerstörung des Krieges grosse geistige Kräfte freigesetzt hat. Die moderne Architekturposition der Vorkriegsjahre war repräsentiert durch die Leitfigur Le Corbusier und sein Credo der Tabula rasa: Die historische Stadt sollte aufgelöst werden, um eine neue funktionale Stadt – vor allem die autogerechte, hygienische Stadt – in Reinform zu kreieren.

Umgesetzt allerdings konnte diese Idee kaum werden. Stanislaus von Moos führt aus, wie diese für Architekten und Stadtplaner frustrierende Situation dazu führte, dass die Zerstörungen, die sich zu diesem Zeitpunkt erst abzeichneten, fast schon mit Erleichterung aufgenommen wurden. Daraus entstand eine Faszination für die Ruine und daraus wiederum der Drang zur (architektonischen) Ersten Hilfe – Wiederaufbau war angesagt, in der Geisteshaltung der Gesellschaft und in der Architektur.



Stadtentwicklung

Natürlich sieht Stanislaus von Moos die komplexen Beweggründe hinter der kreativen Schöpfung; anders als es hier in der Verkürzung scheinen mag, zeigt er auch auf, dass einfache, eindeutige Erklärungen der Realität nicht gerecht zu werden vermögen, und dass Kreativität immer in vielfältigen Zusammenhängen entsteht.

Eine architektonische und politische Persönlichkeit, die die vielen Aspekte der Vierzigerjahre hierzulande beispielhaft verkörpert, ist der Zentralschweizer Armin Meili, Direktor der Landi 1939. Mit dem

Kunst- und Kongresshaus, dem Vorgängerbau des KKL, baute er eine fast schon emblematische Ikone, die diesem Paradox «in der Zerstörung eine Chance sehen» zuzuordnen ist. Dazu gehört dann eben nicht nur der Bau selbst, sondern auch etwas übersteigerte Vorgängerprojekte wie das monumentale Projekt von Gerhard Uttinger aus dem Jahre 1938 für ein «Forum der Kunst der Völker», das vom jetzigen KKL bis zur Wartegrippe gereicht hätte. Von Meili in Luzern heute noch zu sehen sind in Luzern das Burgertor (Burgerstrasse 22), die Allmend-Kaserne oder das Schulhaus Kalofen in Grosswangen.

Stanislaus von Moos beleuchtet ein Spannungsfeld, dem bei der Bewältigung aktueller globaler Krisen eine grosse Bedeutung zukommt. Vor einigen Wochen, vor dem Kriegsbeginn in der Ukraine, habe ich in einer Rezension geschrieben: Da wir uns heute wohl in einer ähnlichen Krisensituation befinden wie anno 1940, wobei die Zerstörung

nicht mehr aus dem Bombenhagel ihre einprägsame Erscheinung besitzt, sondern in der schleichenden Destabilisierung unseres Planeten, erhält das Projekt eine grosse Aktualität. Das hat sich insofern verändert, als nun auch die Bilder der Zerstörung von Städten wieder präsent sind. So erhält das Buch eine über den Fachbereich hinausreichende Aktualität.

Hinweis

Am 3. Mai findet von 19 bis 20.30 Uhr an der Hochschule Luzern, Technik & Architektur in Horw ein Podiumsgespräch zum Buch statt. Daran nimmt neben Stanislaus von Moos auch Dieter Geissbühler teil.



Dieter Geissbühler,
Hochschule Luzern,
Co-Leiter CAS Baukultur
region@luzernerzeitung.ch

Gastbeitrag zur Auswirkung der Flüchtlingswelle auf die Architektur

Der Modulbau als Antwort auf das neue Miteinander

Menschen wie du und ich. Gleiche Hautfarbe, gleiche Kleider. Meist Frauen, Kinder, mit einem Rollkoffer. Ab und zu ein Hund oder eine Katze. Zu Tausenden das gleiche Bild. Menschen mitten in Europa auf der Flucht vor dem Krieg in der Ukraine. Es sind nicht die ersten Flüchtlinge in der Schweiz, und es werden nicht die letzten sein. Denn Verknappungen von Rohstoffen, geopolitische Spannungen und der Klimawandel schreiten weiter ungebremst voran. In deren Schlepptau: unbewohnbare Landstriche und Städte, Hunger, Gewalt und Vertreibung. Und aus einzelnen Fluchtbewegungen werden Völkerwanderungen.

Dabei wird Solidarität und Hilfsbereitschaft, wie sie den geflüchteten Menschen aus der Ukraine nun begegnet, allen Menschen zugutekommen müssen. Schliesslich ist das Recht auf ein menschenwürdiges Leben unverhandelbar. Und das wird nicht nur die Stadt Luzern, sondern auch die Agglomeration und die ländlichen Gemeinden verändern.

Ein neues Miteinander verschiedener Kulturen wird zur Normalität. Damit uns dies gelingt, werden wir uns in Solidarität und Toleranz üben dürfen. Die spontane Hilfsbereitschaft den geflüchteten Menschen aus der Ukraine gegenüber stimmt hoffnungsvoll, dass wir die kommenden Herausforderungen meistern: Wo gehen die neuen Kinder in den Kindergarten oder in die Schule? Genügt deren Kapazität? Wie kann schnellstmöglichst bezahlbarer Wohnraum geschaffen werden? Wie kann Nachbarschaft gefördert und wie können die Geflüchteten in den Berufs- und Lebensalltag integriert werden? Kurz: Wie können aus Geflüchteten Nachbarn werden?



Blick in einen Container des Durchgangszentrums Biberhof im Kanton Schwyz, wo Spiel- und Lernwelten geschaffen wurden.

Bild: PD/Priska Ketterer

Zivilschutzanlagen. Kasernen und zweckentfremdete Sporthallen können nur vorübergehende Lösungen sein. Sie schaffen kein Miteinander. Nachbarschaft erfordert Raum



Stadtentwicklung

für Begegnung und Austausch. Das muss nicht immer das grosse Gemeindezentrum sein. Auch der Waschsalon, die Parkbank oder eine öffentliche Pumpstation für das Velo können das Gespräch fördern. Motivation und Selbsthilfe dürfen aber nicht durch Reglementarien und Vorschriften ausgebremst werden. Wir haben alle noch zu wenig Erfahrung mit dem, was auf uns zukommt. Die grösste Gefahr besteht in der Angst vor Fehlern und einer angestrebten Perfektion. Diese Angst macht träge und führt zum Stillstand. Für die Architektur bedeutet dies: Es braucht Sonderzonen

für temporäre Bauten und Raum für Experimente, um Erfahrungen zu sammeln. Die Herausforderung liegt im schnellen Erstellen von kostengünstigem Wohnraum und dem Ausbau von Infrastrukturen wie Schulen oder Kitas. Eine der Lösungen heisst vorfabrizierter Modulbau. Gebäude also, die aus sich wiederholenden Modulen erstellt werden, die auf der Baustelle leicht zusammengefügt werden können – und auch leicht wieder demontiert, wenn sich der Bedarf verändert. Dadurch können die Kosten tief gehalten werden. Und die Gemeinden bleiben in der

Zukunft, gerade in Zeiten des Umbruchs und der Ungewissheit, weiterhin handlungsfähig.

Ich rede hier nicht von abgeordneten, aufeinandergestapelten Containerdörfern am Rande der Gemeinde. Im Gegenteil, sie sollen allen Mitgliedern der Gemeinde zur Verfügung stehen und so gestaltet sein, dass sie auch für alle attraktiv sind und so ein qualitätsvolles Leben und Miteinander fördern. So ist Modulbau – ganz in schweizerischer Tradition – auch in Holz möglich. Doch auch aus Containern lässt sich kostengünstig geeigneter Raum schaffen.

Als Beispiel sei das Projekt Motirö aufgeführt. Dafür wurden die Container im Durchgangszentrum Biberhof im Kanton Schwyz mit regionalen Kräften vor Ort umgebaut und kindgerechte Lern- und Spielwelten geschaffen, die ihrerseits aus flexiblen Holzmodulen bestehen, damit sie sich verschiedenen Bedürfnissen anpassen können. Sie werden nicht nur von den Geflüchteten genutzt, sondern stehen dem ganzen Dorf für Aktivitäten zur Verfügung und decken einen allgemeinen Bedarf. Aus einem Nebeneinander wurde so ein Miteinander – ein Mehrwert für die ganze Gemeinde.



Prof. Dr. Peter Schwehr
region@luzernerzeitung.ch

Hinweis

Prof. Dr. Peter Schwehr ist Leiter des Kompetenzzentrums Typologie & Planung in Architektur der Hochschule Luzern, Departement Technik & Architektur.